

Wittgensteiner Zeitung

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag und kostet vierteljährlich in der Expedition 1 Mark, durch die Post bezogen 1 Mk. 15 Pf.

Mit den zwei Gratis-Beilagen:
„Der Wittgensteiner“ und „Illustriertes Familienblatt“.

Redaktion, Druck und Verlag von Ernst Schmidt in Laasphe.

Inserate werden die einspaltige Zeile oder deren Raum mit 10 Pf. berechnet, Wiederholungen mit entsprechendem Rabatt.

Nr. 53.

Laasphe, Mittwoch den 4. Juli 1900.

25. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

* Laasphe, 3. Juli 1900.

China, nichts als China! Die ganze Politik dreht sich jetzt um das weite Reich der gelbhäutigen Poppträger. Steht doch ganz Europa mit China im Kriege, wenn er auch der chinesischen Regierung nicht regelrecht erklärt ist. Entsendete ja selbst das arme Italien und das noch ärmere Spanien Kriegsschiffe nach dem fernen Ostasien. Und Deutschland? Aus allen Teilen des Reichs haben die Regimenter Freiwillige entsandt, die bereits an die Wasserfront gerufen sind, um dort nach China eingeschifft zu werden und dort einzutreten für des Reiches Macht.

Verworren genug sieht es zur Zeit in China aus. Man weiß überhaupt nicht mehr, wer dort regiert. Aus der Landeshauptstadt Peking fehlt seit etwa einem Monat jegliche Nachricht. Nur das eine ist bekannt; die Seele des Aufstandes ist die mehr als 60-jährige Kaiserin-Witwe Tzu-Tsi, eine kluge Intrigant, die, obgleich als das Kind eines chinesischen Arbeiters geboren, sich auf den Thron geschwungen hat und nun mit dämonischer Energie ihr Volk zum Vernichtungskampfe gegen alles Fremde aufstachelte. Der englische Admiral Seymour, der vor vierzehn Tagen mit einer aus europäischen Soldaten aller Staaten zusammengesetzten Landmacht zum Entsatz Peking's ausgerückt war, hat nach schweren Kämpfen unrichteter Sache nach Tientsin zurückweichen müssen und wird froh sein, daß es ihm überhaupt gelungen ist, heiler Haut davongekommen zu sein. Bei den Kämpfen ist eine erhebliche Anzahl Soldaten gefallen; die deutsche Abteilung hatte 11 Tote und 20 Verwundete.

Den Hauptstoß gegen Peking führt augenscheinlich Rußland aus. Es mobilisiert und zieht sich entschlossen, eine Frucht zu pflücken, welche die russische Regierung viele Jahrzehnte lang mit kluger Geduld gehegt und gepflegt hat: die Mandschurei, die Heimatprovinz der in Peking „regierenden“ Dynastie, ist schon tatsächlich im Besitz der Russen und bei der Aufteilung dieses Riesereichs wird dessen ganze nördliche Hälfte unzweifelhaft an Rußland fallen. Voraussetzung dabei ist natürlich, daß Rußland es überhaupt zu einer Aufteilung kommen läßt, bei der ja schließlich andere Mächte auch etwas mit erhalten würden, was wohl kaum in der Absicht der russischen Regierung liegt.

Als eine der schwerwiegendsten Meldungen ist diejenige anzuführen, daß der Kaiser von Rußland die Mobilmachung der in denjenigen Gebieten Asiens stationierten Truppen angeordnet hat, welche Nordchina benachbart sind. Die Zusammenziehung der sibirischen Truppen Rußlands gestattet es diesem, außer mit den bisher schon nach dem Aufstandsgebiet entsandten, im Ganzen über 4000 Mann betragenden Truppen, binnen kurzem eine Truppenmacht von mindestens 40.000 Mann dort in die Wag-

schale zu werfen, was das benachbarte Japan allerdings zu überbieten vermag.

Unmittelbar mobil gemacht sind die Truppen des Amurschen Militärbezirks, während aus dem Amurschen und dem Sibirischen Bezirk die Reserven eingezogen werden sollen. Im Amurbezirk stehen die Haupttruppenmassen bei Wladivostok und Nikolajew, also im Küstenlande des Militärbezirks, wie dies im Hinblick auf die Lage des Kriegshafens Wladivostok auch nur naturgemäß ist. Hier stehen 16½ Bataillone Infanterie, 4 Eskadrons, 4 Batterien mit 32 Geschützen und 1 technische Compagnie. Diese Truppen sind stets auf Kriegsfuß, sie zählen in normalen Zeiten 19.500 Köpfe, sind jedoch in letzter Zeit vielfach durch Truppenversendungen aus Europa vergrößert.

Außerdem kommen für die militärische Situation die an den im Bau befindlichen mandschurischen Bahnlängen aufgestellten russischen Truppen in Betracht. Von Port Arthur aus sind Truppen an der Nordwestküste des Golfs von Petschili (in Shanheitwan) gelandet, um von dort aus, von Nordosten her, auf Tientsin und Peking zu marschieren. Man kann also sagen, daß russischerseits militärische Kriegsoperationen größeren Stils tatsächlich bereits im Gange sind, wodurch Rußland sich die Vorhand bei den dortigen Unternehmungen sichern will.

England muß ingrimmig zusehen, wie sein mächtigster Gegner die „Riesen aus dem chinesischen Rücken“ zu verspeisen sich anschickt, und kann so gar nichts dagegen thun, die weil der britische Leu in der südasiatischen Falle sitzt und nicht los kann. So viel ist sicher: mindestens ebendasselbe, was England in Südafrika jetzt erreicht, verliert es jetzt in dem weit wichtigeren, weil dichter bevölkerten Ostasien. Und dann geht es den Briten in den Burenstaaten nicht einmal zum besten. Erst in diesen Tagen hat es wieder einen heftigen dreitägigen Kampf ganz in der Nähe von Pretoria gegeben, bei dem die Engländer nicht gerade günstig abgeschnitten haben.

Vor den chinesischen Wirren ist der Krieg in Südafrika völlig in den Hintergrund getreten. Spärlisch an Zahl sind die Meldungen vom Burenkriege und auch gering an Bedeutung. Das Eine ist aber deutlich ersichtbar, daß der Krieg nichts weniger als beendet ist, wie die englischen Blätter es glauben lassen wollen. Größere Kriegsoperationen sind allerdings, wenigstens von seiten der Buren, nicht mehr zu erwarten, aber der hartnäckige und auch erfolgreiche Kleinkrieg der Buren hat eingeseht und wird sich, da er der Eigenart des Burenvolkes und der örtlichen Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes durchaus entspricht, für die Engländer recht empfindlich und langweilig gestalten. In kurzer Zeit haben die Engländer hintereinander drei recht unangenehme Schlappen durch Ueberumpelung und Gefangenahme einzelner Truppencorps erlitten; vor allem werden sie

durch die fliegenden Kolonnen der Buren ständig in Angst und Sorge um ihre Eisenbahnverbindung gehalten. Der Burengeneral Dewet hat in seinen Quartieren im Oranjestaat eine ganz besondere Gewandtheit und taktische Befähigung bewiesen. An den maßgebenden Stellen Londons ist man sich offenbar bewußt, daß die Kriegslage in Südafrika noch keineswegs eine Verminderung der dortigen britischen Truppenzahl gestattet; und doch braucht England so überaus dringend eine militärische Nachentscheidung, die angesichts der chinesischen Wirren seinen dortigen Interessen entspricht. Mit seiner Flotte allein kann England in den militärischen und politischen Entscheidungen, die sich über kurz oder lang auf dem chinesischen Festlande abspielen werden, seinen Forderungen nicht den nötigen Nachdruck verleihen.

Der Krieg mit China.

Man weiß noch immer nicht, ob die Gesandten befreit sind oder nicht. Der deutsche Konsul in Tschifu meldet unter dem 28. Juni nur, daß Seymour befreit sei, daß aber jede Nachricht fehle, ob auch die Gesandten sich bei ihm befinden. Ferner meldet er, daß die Eisenbahnverbindung mit Tatu noch gefährdet sei und daß die Befreiung Tientsins von der Westseite her noch fortbauere.

Im englischen Unterhause hat Unterstaatssekretär des Aeußeren Brodrick eine Depesche des englischen Konsuls in Tientsin bekannt gegeben, welche die englischen Verluste bei der von Seymour befehligten Truppe, die am 26. Juni mit dem Entsatzcorps eingetroffen sei, wie folgt meldet: Hauptmann Behls von der Marine-Artillerie tot, 7 Offiziere verwundet, 24 Mann tot, 91 verwundet. Die Verlustziffern der Abteilungen der übrigen Mächte seien noch nicht vollständig beisammen, doch werde der Gesamtverlust auf 62 Tote und 212 Verwundete angegeben. Was die Lage der Gesandtschaften angehe, so seien der Regierung verschiedenartige Nachrichten zugegangen, von diesen deute jedoch die neueste darauf hin, daß sie noch in Peking seien.

Der amerikanische Admiral Kempf meldet aus Tschifu vom Freitag, daß die von Seymour befehligte Expedition sich mit 200 Kranken und Verwundeten in Tientsin befinde; die Gesandten, sowie die in Peking lebenden Ausländer seien jedoch nicht bei ihm und man habe keine Nachrichten von ihnen.

Ueber den Marsch der Seymourschen Kolonne werden dem Daily Express aus Tschifu folgende Einzelheiten gemeldet: Oberst Dordward, der Kommandeur der Entsatztruppen, traf die Seymoursche Abteilung bei Wosa. Es gelang ihm, die sie umzingelnden Chinesen nach schwerem Kampfe zu vertreiben. Seymours Leute befanden sich in kläglicher Verfassung, 15 Tage lang hatten sie beständig gekämpft, dabei unter dem Mangel an Lebensmitteln sehr gelitten, da sie zehn Tage lang auf Viertel-

Saus Breitenau und seine Enkel.

Erzählung von Karl Hartmann-Plön.

(Fortsetzung.)

„Albert, ich muß Dich ernstlich bitten,“ sagte in etwas gereiztem Ton die Gräfin.

„Ja, mache mir nur noch Vorwürfe,“ fuhr Albert fort, „wenn Du mich durch Deine Anordnungen getödtet haben wirst.“

„Mein Kind, sprich nicht so, ich bitte Dich,“ rief die Gräfin ängstlich.

„Nichts ist meinem Zustande schädlicher als Kummer und Gram — ich bin an Mariannens Umgang zu sehr gewöhnt, diese plötzliche Veränderung wird sehr nachtheilig auf mich wirken, dazu die tägliche Sehnsucht nach der Freundin, o, ich fühle es schon jetzt, daß meine Gesundheit darunter leiden wird.“

Graf Stephan, so wenig er körperliche Strapazen scheute, so sehr fürchtete er sich vor Gemüths-Alterationen. Um sich nur nicht in seiner Ruhe und Behaglichkeit stören zu lassen, ließ er seine Mutter in der meisten Fällen schalten und walten wie es ihr beliebte. Nur da, wo er etwas als durchaus notwendig erkannt hatte, konnte er sich zu einer energischen Opposition aufbringen. Das hatte er erst heute bewiesen, als er dem M. Tannner gegen den Wunsch der alten Gräfin die Wandereien verkauft hatte; er sah ein, wie wichtig dieses Etablissement für die Zukunft des Dorfes werden könne und war sogleich entschlossen. So glaubte er auch jetzt, daß der Befehl seiner Mutter in Bezug auf Marianne nichts als eine Weiberlaune sei, daß Albert, wenn er ausgeführt würde,

Schaden davon haben könnte, daher sagte er in bestimmtem festen Tone:

„Beruhige Dich, mein Sohn, die Frau Mama wird nichts dagegen haben, wenn ich morgen in aller Frühe in die Försterei schicke und dort sagen lasse, es wäre unser Wunsch, daß Marianne vorläufig hier bleibe.“

Die Gräfin stand auf, ging sehr aufrechten Hauptes zu ihrem Sohn und sagte zu ihm im Flüster:

„Ich habe Dich neulich schon auf eine mögliche Gefahr aufmerksam gemacht.“

„Und ich habe Dir geantwortet, daß ich es für Kinderei ansehe,“ erwiderte Graf Stephan ebenso leise.

„Wenn Marianne bleibt, wälze ich alle Verantwortung auf Dich.“

„Die ich ruhig auf mich nehmen werde.“

„Gut denn!“ versetzte sie, sprach darauf ein kurzes „Gute Nacht!“ und schritt während der Thüre zu, während heute Abend auch ausnahmsweise gegen Albert, der es gewagt hatte, vor der ganzen Gesellschaft ihre Souveränität anzuzweifeln. Dasselbe hatte er vor wenigen Stunden schon einmal gethan, da war es im strengsten Familienkreise gewesen, sie hatte abichtlich nicht darauf geachtet.

Wie? wollte der bis dahin so folgsame Knabe ihr, vor der sich Alles beugte, den Respekt aufständigen? War das eigene Intention oder wurde er von Jemandem beeinflusst? Lebte der neue Sekretär vielleicht gar schon diesen Einfluß? Die geistige Ueberlegenheit, die in seinem Gesicht ausgeprägt war, die vornehme Ruhe dieses räthselhaften Menschen waren ihr unangenehm, sie hatte einen instinktiven Widerwillen gegen ihn.

Rühneburg konnte kaum ihr zuvorkommen, um die Thüre zu öffnen. Fräulein v. Nidthofen wäre gerne noch ein wenig geblieben, aber sie mußte folgen.

Albert bog den Kopf nach Heinrich hin und sagte ganz leise: „Nicht wahr, ich bin recht schlecht, daß ich solche Mittel anwende, um meine Zwecke zu erreichen?“

Heinrich konnte nicht antworten, denn Graf Stephan sagte mit lauter Stimme: „Rosamunde, willst Du uns nicht ein Lied singen?“

Die Angeredete fuhr wie aus einem Traume empor. „Singen?“ sagte sie, „ich bitte, mich heute Abend zu entschuldigen, ich habe heftige Kopfschmerzen und möchte Dich um die Erlaubniß bitten, mich zurückziehen zu dürfen.“

„Wenn das der Fall ist, verzichte ich natürlich darauf, mein Kind.“

Rosamunde erhob sich, ging zuerst zu ihrem Vater, dann zu Albert, reichte ihnen die Hand und sagte ihnen „Gute Nacht.“

Die anderen drei Damen erhoben sich ebenfalls. Jetzt erfolgte ein allgemeines Gutenachtwünschen, wobei die junge Comtesse ganz flüchtig mit ihren Blicken Heinrich's Gesicht streifte, und gleich darauf befanden sich die Herren allein.

Heinrich mußte noch einige Gläser Wein trinken; nachdem man sich eine kurze Zeit sehr animirt unterhalten, wurde dem zurückkehrenden Kammerdiener der Befehl erteilt, die Karten zu bringen.

„Spielen Sie Skat, Herr Schwarz?“ fragte Graf Stephan.

„Sehr gern.“

„Das ist mir lieb, da können wir künftig zu vieren spielen.“

Der Graf und die Lehrer setzten sich an ihren Spieltisch und Albert und Heinrich verließen das Zimmer.

rationen angewiesen waren. Die Kolonne war nur ein kleines Stück über Kosa hinausgekommen, als Seymour die Unmöglichkeit des weiteren Vormarsches einsah. Er wollte deshalb nach Tientsin zurückkehren, um sich Verstärkungen zu holen, wobei er aber auf eine starke chinesische Armee stieß, die ihm den Rückzug abschnitt. Seymour verschanzte sich und wartete auf Entsatz, dabei unaufhörlich von den Chinesen bedrängt und unter Nahrungsmittel- und Wassermangel leidend; zudem ging die Munition bereits zu Ende.

Die Kämpfe Japans und Russlands werden von englischer Seite mit Mißtrauen verfolgt. Man berechnet, daß Rußland demnächst nach der Mobilmachung des Amurschen Militärbezirks dort über 52 000 Mann, 7655 Pferde, 84 Geschütze, also mehr als auf 40 000 Mann angegebenen Truppen in der Mandschurei über etwa 100 000 Soldaten verfügen würde, die jedoch größtenteils noch weit vom Schauplatz der jetzigen Ereignisse entfernt sind. Wie man sich erinnert, soll Japan gleich beim Ausbruch der Wirren die Absicht ausgesprochen haben, daß es bei seinen Kämpfen mit Rußland gleichen Schritt zu halten gedenke. Die japanische Regierung hat nun nicht die Gepflogenheit, ihre Maßnahmen vorzeitig bekannt zu geben, und Kämpfe vollziehen sich dort fast unbemerkt in der Stille, man kann daher annehmen, daß das, was darüber bekannt wird, eher das Mindeste als das Höchste des Aufgebots bezeichnet. Bekannt ist nun, daß der Kaiser von Japan die Herausgabe von 50 Millionen Yen (100 Millionen Mk.) genehmigt hat. Ferner berichten die Times aus Yokohama, es seien 35 Transportschiffe gemietet, und eine „Reuter“-Meldung fügt hinzu, die japanische Regierung habe beschlossen, 20 000 Mann nach China zu senden.

London, 2. Juli. Das Reuter'sche Bureau meldet aus Tschifu vom 1. Juli: Der deutsche Gesandte wurde am 18. Juni, in dem Augenblick, als er sich nach dem Tsungli-Yamen begab, ermordet. Ein Dolmetscher wurde verwundet, konnte sich jedoch in eine Gefandtschaft flüchten. Am 23. Juni waren nur noch drei Gefandtschaften unversehrt.

Berlin, 2. Juni. Der kaiserliche Konsul in Tschifu telegraphiert: Unser Gesandter in Peking wurde am 18. Juni ermordet.

London, 2. Juli. Daily Express meldet aus Shanghai: Dem dortigen Konsulatscorps zugegangene amtliche Depeschen berichten, daß der deutsche Gesandte in Peking, als er die Gefandtschaftstraße hinunterritt, von chinesischen Soldaten und Boxern angegriffen, vom Pferde gerissen und ermordet wurde. Die Leiche wurde von den Soldaten mit Säbeln in Stücke gehauen. Das Gebäude der deutschen und sechs andere Gefandtschaften wurden später in Brand gesteckt. Eine Anzahl von eingeborenen Gefandtschaftsbedienten wurden ermordet und die Leichen in die Flammen geworfen.

Ueber die Stellungnahme der Reichsregierung gegenüber den jüngsten Ereignissen läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen, da die Beratungen darüber zwischen dem Kaiser und dem Grafen Bülau in Wilhelmshafen noch in der Schwebe sind, jedenfalls wird die Lage als überaus ernst angesehen, was schon daraus erhellt, daß Graf Bülau seine Absicht, jetzt seinen Sommerurlaub anzutreten, aufgegeben hat. Ob die letzten Nachrichten aus China auch die Reisedispositionen des Kaisers geändert haben, werden die nächsten Stunden zeigen.

Kurze Mittheilungen.

— Oberlandesgerichtspräsident Staatsminister Falk ist, wie aus Hamm i. W. depechiert wird, von einem Schlaganfall

An Albert's Wohnzimmer stieß dessen Schlafzimmer und daran Heinrich's Zimmer.

Nachdem Lekturer dem Kranken geholfen, sich auszu- kleiden, und den leichten Körper in's Bett getragen, und beide noch eine kurze herzliche Unterhaltung gepflogen, suchte auch Heinrich sein Lager auf. Die Thüre zwischen beiden Zimmern blieb offen, damit er rasch herbeigerufen werden könne, falls Albert einer Hilfe bedürftig sein sollte.

Trotz der nervösen Abgespanntheit und körperlichen Müdigkeit war es ihm nicht möglich, den ersehnten Schlaf zu finden.

12.

Was Heinrich seit der Mittagsstunde bereits erlebt hatte, war auch wohl im Stande, wenn er daran zurückdachte, den Schlaf von seinem Lager fern zu halten. Er war als Feind hieher gekommen, er war in's Schloß gezogen, um mit der gräflichen Familie, die seinen armen Vater in die Welt hinausgestoßen, die seine Großmutter nach ihrem Tode enteignet hatte, einen erbitterten Kampf auf Tod und Leben einzugehen. Noch waren kaum vierzehn Tage seit seinem Einzug verfloßen und schon war sein Haß vor den meisten Mitgliedern dieser Familie nicht nur fast vollständig zusammen gesunken, nein, er fühlte sogar für zwei von ihnen Freundschaft und — Liebe! Ja, Liebe! Die Art und Weise, wie Albert ihm gleich von Anfang an entgegen getreten war, das Vertrauen, das er ihm geschenkt, die Schritte, die er gethan, um seine Stellung angenehmer zu machen, das Anerbieten seiner Freundschaft, das Alles in Verbindung mit dem Mitleid, das er empfand für die Leiden des Kranken, und der Sorge für sein durch Verbrechenhand bedrohtes Leben hatte ihm den Jüngling durchaus sympathisch gemacht.

Auch der Vater Albert's hatte ihm ein aufrichtiges Wohlwollen gezeigt, und Rosamunde?

Als er sie heute Mittag so unbereitet wieder sah, da hatte es plötzlich in seinem Herzen aufgejuckt, doch

betroffen worden. Sein Befinden giebt indeß nicht zu ersten Besorgnissen Anlaß.

— In dem heftigsten Dorfe Bittelborn tödtet in einem Tobfuchtsanfall die 35jährige Heizergattin Eichenhauer zwei ihrer Kinder mit einem Holzbeile.

— Langendreier, 30. Juni. Auf der Feste Neu-Hierlohn erlitten gestern zwei Vergleute durch schlagende Wetter schwere Brandwunden. Die Verletzten wurden dem Krankenhaus überwiesen.

— Vom Rhein, 28. Juni. Unterhalb Rierstein ereignete sich heute Morgen ein Schiffsunfall, bei welchem drei Menschenleben verloren gingen. Der starke Wellenschlag eines Dampfers brachte ein mit Steinen schwer beladenes Schiff stark ins Schwanken, und zwar derart, daß das Schiff sank. Die Katastrophe trat so rasch ein, daß die aus drei Mann bestehende Besatzung sich nicht mehr retten konnte, sondern ertrank.

— Aus sonderbarer Veranlassung hat ein Landwirth im Herzogthum Koburg seinen Leben ein Ende gemacht. Er erhängte sich, weil er auf ein schönes Kalb, das er gelegentlich einer kürzlich abgehaltenen landwirthschaftlichen Ausstellung ausstellte, keine Anerkennung fand, und weil er auf sein Loos nichts gewann!

— Ein peinlicher Vorfall hat sich in Oldenburg in der Schwurgerichtsitzung am Sonnabend zugetragen. Einer der Geschworenen war nicht zurechnungsfähig, d. h. betrunken, und deshalb wurde nach dem Antrag des Betreters der Staatsanwaltschaft die Sitzung ausgesetzt. Der Betrunkene ist wegen des skandalösen Vorfalls in der Schwurgerichtsitzung am Dienstag zu 300 Mk. Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt worden.

— In Wollishofen bei Zürich haben vier einer Familie angehörende Knaben von 8 bis 11 Jahren einen sechsjährigen Knaben in den See geworfen und ertränkt, nachdem sie die schreckliche That vorher verabredet hatten. Nach frechem Zeugnis legten sie ein umfassendes Geständnis ab. Die jungen Bösewichte bleiben strafflos, da sie das strafmündige Alter von 12 Jahren noch nicht erreicht haben. Der Vater, der seine Jungen zum Zeugen angestiftet hat, sitzt in Haft.

— (Die Folgen einer Kakenmüß.) Auf der Insel Sardinien wurde jüngst einem Mädchen, das einen reichen alten Mann geheiratet hatte, eine Kakenmüß gebracht. Der Ehemann ergriff ein Gewehr und erschloß vom Fenster aus drei von den Muffanten.

— Ein reicher Amerikaner Stephan S. Marchand hat sich in Paris ein Schlafzimmer im Stile Ludwig XVI. bestellt, welches die Kleinigkeit von 4882200 Franken kostet. Das Bett allein, an das zwei und ein halbes Jahr Arbeit verwendet wurde, wird auf anderthalb Millionen geschätzt. Es ist aus massivem Ebenholz, mit Gold und Eisenbein eingelegt. Die Stühle aus gleicher Arbeit kosten 2½ Millionen, die Kammingarnitur 900 000 Franken, der Toilettenstisch 200 000 und der Nachtschrank 75 000 Franken. Die Gardinen wurden in Lyon verfertigt zu 300 Franken das Meter, und dem entspricht der Preis des Bodenteppichs.

— Aus Kopenhagen wird gemeldet: Im Gitzug von Stavanger entstand am Sonnabend eine Explosion infolge Unvorsichtigkeit eines Reisenden, der ein Paket Pulver mitführte. Der ganze Wagen geriet in Flammen, die Reisenden sprangen heraus, wobei mehrere gefährlich verletzt wurden, andere erlitten schreckliche Brandwunden. Von elf Passagieren sind nur zwei unverletzt.

— Aus Petersburg wird telegraphisch gemeldet: Auf der Bolaschawer Bahn bei der Station Ziski entgleiste gestern ein gemischter Zug, da der Bahndamm durch Regengüsse beschädigt war. Vier Personen sind getödtet, zehn verwundet. Mehrere Wagen wurden zertrümmert.

Aus Laasphe und Umgebung.

* Laasphe, 3. Juli. 50 pCt. ihres Umfanges eingebüßt haben in der Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni d. J. die Vögel unserer Abreißfelder: die Hälfte des Jahres ist herum und Blatt auf Blatt mit Dattanzahlen und Notizen haben sie in diesen 6 Monaten von sich abfallen, Freud und Leid, und gute und böse Tage haben sie mit uns erleben müssen. Da sieht man so recht wieder, wie riesig schnell die Zeit vergeht, denn noch ist es uns, als hörten wir die letzten Töne der Schloßbergglocken leise und zitternd verhallen, als sähen wir die frohbelegte Menschenmenge, die zur Wende des Jahrhunderts Gräße und Wänsche sich gegenseitig entbot. Und nun stehen wir schon im Juli, des goldenen Venzes goldene Tage sind dahin, der Sommer hat begonnen, und für Manchen, der sich's leisten kann, ist jetzt die Zeit der Erholung,

hatte er die Kraft gehabt, seine Gefühle in den äußersten Winkel zurückzudrängen, und Vernunft und Ueberlegung hatten gemeinschaftlich eine Schranke davor errichtet. In jenem Augenblick aber, wo sich vorhin ihre Blicke festbundenlang in einander versenkt hatten, wo er ihr Eröthen gesehen, das Zittern ihrer Hand gefühlt, da stürzten die eingeschlossenen Gefühle die Schranke nieder, vergebens bemühten sich Vernunft und Ueberlegung, sie an ihren alten Platz zurückzuführen, sie gehorchten keinem Mahnruf mehr, und eine Flamme zündeten sie an, deren Gluth seinen ganzen Körper durchströmte. Mit Entsetzen mußte er sich das fürchterliche Geständniß machen, daß er das Mädchen liebe, fürchterlich, weil es für ihn schreckliche Bewußtheit war, daß er an dieser Liebe hoffnungslos verbluten müsse. Denn, wenn es ihm auch gelingen sollte, sich dereinst als legitimer Nachkomme des Grafen Anselm auszuweisen, so mußte diesem Ausweis eine durch ihn herbeigeführte, dem gräflichen Hause aufgedrückte Schmach vorangegangen sein, und dem Ueberlebenden derselben konnte man nicht die Tochter zur Gemahlin geben; und verzichtete er auf die Anerkennung seiner Rechte, so blieb er der einfache Doktor der Medicin, mit dem sich eine Gräfin Breitenau niemals verloben dürfte und konnte.

Welch eine Lage! Gegen die, die er liebte und zu denen sein Herz sich in Freundschaft hingezogen fühlte, sollte er fortfahren, heimlich zu intriguierten, um sein Ziel zu erreichen; hatte er es erreicht, so mußte er eine Anklage gegen die alte Gräfin erheben, und mit der Anklage gegen sie war schon ein Mafel auf das ganze Haus geworfen, auf diejenigen mit, die er hochschätzte und liebte.

Nach langem, schmerzvollem Hin- und Hergrübeln kam ihm plötzlich ein leuchtender Gedanke? Wenn das Schicksal ihn die Beweise finden ließ, sollte dann nicht die Anerkennung seiner Großmutter als die rechtmäßige Gemahlin des Grafen Anselm ohne einen öffentlichen Gelot, ohne Beschämung der gräflichen Familie erreicht werden können? Vielleicht, daß die alte Gräfin sich dazu entschließen würde,

des Reisens in die Bäder und Sommerfrischen, insonderheit aber die schöne Ferienzeit für Lehrer und Schüler herbeigekommen. Ferien! welch' gewaltigen Zauber übt dieses Wort doch auf unsere Jugend aus, und jubelnd pflanzt es sich fort von Mund zu Mund: wir haben Ferien! Mögen sich denn alle auf Reisen Gehenden und Erholungsbedürftigen, mögen sich nicht minder Lehrer und Schüler der wohlverdienten Ruhe ungestört erfreuen, mögen sie sich dem Genuße der herrlichen Gotteswelt daheim oder in der Ferne ganz und zufriedenen Sinnes hingeben, und geistig und leiblich gestärkt in 3 Wochen wieder auf dem Posten sein. Daraufhin „frohe Ferien!“ allerseits.

* Laasphe, 3. Juli. Im Juli beginnen die Erntearbeiten, und da ist es kein Wunder, daß mancher Tag in diesem Monat vom Volke als ein sogen. Voostag angesehen wird, d. h. daß man den betr. Tagen einen großen Einfluß auf die Witterung zuschreibt. Obwohl nun diese aus früheren Jahrhunderten uns überlieferten „Bauernregeln“ absolut keinen Anspruch auf wissenschaftliche Begründung erheben können, möchten wir doch als gewissenhafte Chronisten dann und wann auf die Voostage des Monats Juli zurückkommen. So nimmt gleich der 2. Juli (Mariä Heimsuchung) als Regenmacher eine hervorragende Stelle ein. Mit dem Sieben-schläfer (27. Juni) nicht zufrieden, der uns 7 Wochen Regen bringen soll, da es an ihm gereizt hat, hat der Volksmund aus dem 2. Juli einen gleich bösen Scherensänger gemacht, denn wenn es an diesem Tage ebenfalls regnet, so soll der Regen 40 Tage lang nicht aufhören und erst am 12. August, am Klarstage, wieder trockene Witterung eintreten. Das wären ja nette Aussichten für die Ferien- und Reisezeit, doch, wie gesagt, solche Regeln basiren nur auf dem Volksglauben, denn das Wetter richtet sich absolut nicht nach dergleichen Redensarten. Die einzig richtige und durchaus unanfechtbare Wetterregel ist und bleibt immer noch die: „Wenn der Juli hell und klar, so ist's halt, wie schon oft es war.“ Von den übrigen Voostagen ein andermal.

* Laasphe, 3. Juli. Daß man auch im Sommer seine Zeitung lesen soll, diese Erkenntniß bricht sich erfreulich-weise immer mehr Bahn, denn die Zahl derer, die im Sommer „keine Zeit“ zum Lesen haben, wird von Jahr zu Jahr immer kleiner, sodaß wir am diesmaligen Quartalswechsel nicht nur den alten Bestand treuer Leser, sondern sogar einen erfreulichen Zuwachs an neuen Abonnenten zu verzeichnen haben. Den bisherigen Lesern besten Dank für ihre Treue und den neu hinzugekommenen unsern Gruß mit dem Wunsch, daß unser Blatt ihnen gefallen und in ihren Mußstunden ein stets gern erwarteter Unterhalter und Betheuerer sein und bleiben möge.

Erndtebrud, 3. Juli. Sie haben uns wieder verlassen, die Artilleristen mit ihren Kanonen und ihrem Wagentroß und gewiß nicht gerne, denn sie haben hier eine Aufnahme gefunden, wie wir es wohl voraussehen konnten, wie es sich aber die Soldaten wohl in ihren kühnsten Hoffnungen nicht gedacht haben. Das Ideal des Soldaten, sowohl im Felde wie auf dem Marsche ist ein gutes Quartier, und das ist hier zur Wirklichkeit geworden. Nicht allein die freundliche Aufnahme und gute Verpflegung, nein, ein jeder Quartierwirth nahm sich auch seinen Mann mit zu einem Glase Bier und da fanden sich so viele, die für die Soldaten bezahlten, daß der Mann kaum allen Anforderungen gerecht werden konnte. Aber auch die Frauen, die doch mit der Einquartierung die meiste Arbeit haben, sind unermüdlich gewesen, ihrem Einquartierungsmanne das Leben hier angenehm zu machen. Viele, recht viele, die sich auf Einquartierung gefreut und eingerichtet hatten, waren bitter enttäuscht, sogar beleidigt, als sie keine bekamen. Der Besuch von Auswärts am verfloßenen Sonntag war, trotz des ungünstigen Wetters, ganz enorm. Hunderte von Menschen umstanden den ganzen Tag bis in den späten Abend hinein die Geschütze, die am Eingang des Dorfes aufgestellt waren. Die Abtheilung kam von Fulda und nicht, wie wir anfänglich mittheilten, von Friblar. Ihr Marsch geht von hier über Hilchenbach, Kreuzthal, Olpe, Meinerzhagen, Grotelsberg, Steele nach Friedrichsfeld bei Wesel. Der Rückweg erfolgt mit der Bahn. — Wir sind sicher, daß die Leute unsern Ort stets in hohem Andenken behalten werden und daß sie nirgends eine bessere Aufnahme finden, wie es hier der Fall war.

Verschiedenes.

— (Miesentarten.) Es kommen häufig sogenannte Miesentarten entweder als „Postkarten“ oder als „Druckfächer“ zur Auflieferung, deren Beförderung nach den für Postkarten und Druckfächer festgesetzten Portosätzen nicht zulässig ist. Nach der Postordnung dürfen die Postarten in Form, Größe und Papierstärke nicht wesentlich von den durch die Post ausgegebenen Formularen abweichen; Druckfächer in Form offener

wenn er zuvor feierlich die Erklärung abgab, daß er ihren Sohn nicht aus dem Besitz des Stammgutes vertreiben, daß er auf jede Erbschaft verzichten wolle! Er verlangte nicht mehr. Nicht, um sich Güter zu erkämpfen, war er ausgezogen, sondern um die Ehre seines Vaters und seiner Großmutter wieder herzustellen und Beide an der bösen Frau, die seinen armen Vater mit der Hundepetische aus dem elterlichen Schloß hatte jagen wollen, ausgiebig zu rächen. Wohl ward es ihm schwer, den Gedanken an diese Rache fallen zu lassen, aber er wollte es um ihres Sohnes, um ihrer Enkel willen.

Nach diesem Entschluß der Entsagung konnte er viel freudiger an seine Aufgabe denken. Wie war das Glück ihm nicht schon günstig gewesen, wie hatte es ihm in so kurzer Zeit nicht schon verschiedene Punkte gezeigt, wo er seine Forschungen beginnen konnte! Der Umstand, daß der Kammerdiener, da er seinen Großvater auf allen seinen Reisen begleitet hatte, genaue Kenntniß von dem wirklichen Thatsachenstand haben müsse, — die Entdeckung der Schatzkammer, wo irgend welche Beweise verborgen sein konnten, — und der Wahnsinn von Mariannens Großmutter, die einen Kasten mit Geld für ihr Schweigen erhalten haben wollte. Lekturer konnte freilich die fixe Idee einer Geisteskranken sein, aber ebenso gut auch auf Wahrheit beruhen.

Endlich siegte aber doch Heinrich's körperliche Ermüdung über seinen aufgeregten Geist und er schlief ein. Aber der Schlaf war nicht fest, wie das immer zu sein pflegt, wenn man sich vorgenommen, zu einer bestimmten frühen Stunde zu erwachen und aufzustehen.

Die allerersten Vorböten des kommenden Tages hufchten über die schlummernde Erde, als Heinrich angsterfüllt aus einem schrecklichen Traum emporfuhr und sogleich völlig wach war. Ihm hatte geträumt, daß er in der Schatzkammer des Kammerdieners eingeschlossen und hier dem Hungertode verfallen sei. Er fühlte das Ende nahen, der Athem stockte ihm — da erwachte er.

(Fortsetzung folgt.)

Karten dürfen die Größe der Formulare zu Postpaketadressen nicht überschreiten. Hiernach können die Kistenpostkarten weder als Postkarten, noch als Druckfachen versandt werden. Die als Postkarten ausgelieferten Kistenpostkarten unterliegen vielmehr dem Briefporto und werden dementsprechend ausgetagt, während die als „Druckfachen“ ausgelieferten Kistenpostkarten überhaupt nicht befördert werden. Da nun die Empfänger von Kistenpostkarten in der Regel die Zahlung des Portos verweigern, und die Absender auf den Kistenpostkarten und Kisten-Druckfachen vielfach nicht genügend bezeichnen, so können die meisten derartigen Sendungen weder an die Empfänger bestellt, noch an die Absender zurückgegeben werden, sondern fallen nach Ablauf der vorgeschriebenen Lagerfrist von 3 Monaten der Vernichtung anheim.

Furchtbare Katastrophe des Norddeutschen Lloyd in Newyork. Ein entsetzliches Unglück hat sich in dem Dock des Norddeutschen Lloyd im Hafen von Hoboken ereignet. Dort brach Sonnabend Nachmittag um 4 Uhr Feuer aus, welches sich mit rascher Schnelligkeit über sämtliche Piers verbreitete. Bei Ausbruch des Feuers waren sehr viele Passagiere und andere Personen in den Docks. Ein Teil sprang ins Wasser und ertrank, andere kamen in den Flammen um. Der Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ konnte noch rechtzeitig in den Strom hinausgelassen werden, während die Dampfer „Bremen“ und „Saale“ brennend dorthin geschleppt und gelöscht wurden. Der Dampfer „Main“, der leider nicht mehr rechtzeitig hinausgebracht werden konnte, lag brennend zwischen den Piers und dürfte am schwersten beschädigt sein. Auch der Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Wönnick“ erlitt eine leichte Havarie. Der Quai der Hamburg-Amerika-Linie wurde mit Dynamit zer Sprengt, um ein weiteres Umschlagreifen der Flammen zu verhindern. Von anderen Schiffen sind hauptsächlich die mit Baumwollladung versehenen in Flammen aufgegangen. Die Werftanlagen des Norddeutschen Lloyd sind niedergebrannt. Amerikanische Zeitungen schätzen die Toten zwischen 100 und 400. Genane Angaben sind vor mehreren Tagen unmöglich. Der Schaden wird auf drei bis zehn Millionen Dollar beziffert. 80 Gerettete wurden in naheliegenden Hotels und Hospitälern untergebracht. Diese furchtbare Katastrophe erfüllt uns mit schmerzlicher Trauer und tiefem Mitleid für die armen Opfer dieses so erschütternden Ereignisses, welches uns umso mehr angreift, da hauptsächlich Deutsche von diesem Unglück betroffen sind.

Ein bekannter Geistesheiliger. Der Sattler und Tapezierer Friedrich Antoni, geboren am 19. August 1856 in Barmen, hat wieder seine Reise durch Deutschland angetreten. Er giebt sich bei seinen Gastrollen als königlicher Förster aus, sucht sich mit wohlhabenden Mädchen zu verloben, die er dann um ihr Verlangen betrügt. Er nennt sich unter andern Förster Ernst Steinbauer, Bildhauer Konstantin aus Straßburg i. E., Architekt Jüng, König usw. Antoni ist 1,80 Meter groß, kräftig, hat dunkelbraune Haare, gebogene Nase, dunkelbraune Augen, längliche Gesichtsbildung und gilt als eine schöne Erscheinung. Es wird vor dem Weitergehen gewarnt.

Eine unsinnige Wette. Ist der 20-jährige Sohn Gutsbesizers Jöcome auf Suizid bei Neustadt an der ruffischen Grenze zum Opfer gefallen. Der junge Mann wettete mit einem Zehngewinn, daß er unter den Flügeln einer im Gange befindlichen Windmühle des Nachbarn hinarbeitete, hinwegreiten würde. Die beiden bestiegen auch alsbald ihre Mühle und ritten von einer Höhe schaukelnd hinunter. Die Mühle zu. Hier wollte Jöcome im Galopp zwischen den Flügeln hindurch, wurde aber von seinem Pferde, das vor dem niedergehenden Flügel scheute, abgeworfen und fiel unglücklichster Weise zwischen die Flügel hinein. Bei der nächsten Drehung wurde er infolgedessen in die Höhe mitgeführt und aus der Luft mit solcher Gewalt niedergeschleudert, daß er mit getroffenen Gliedmaßen liegen blieb. Den bereits schwer Verletzten traf noch ein zweiter Stoß, der ihm den Brustkasten eindrückte. Nachdem er kaum in das Elternhaus zurückgebracht war, starb er an den Folgen des Sturzes.

Ueber den Großherzog Peter von Oldenburg schreibt das Westf. Volksbl.: Der Großherzog Peter von Oldenburg hat unstreitig zu den Fürsten gehört, welche bei ihren Unterthanen nicht nur populär, sondern auch in tiefer Seele beliebt waren. Die Geschichte von Krisschan haben wir bereits mitgeteilt. In ihr wird der Großherzog von Krisschan regelmäßig als „Landesvater“ angedeutet und diese Bezeichnung stimmt so recht zu dem patriarchalischen Verhältnis, in dem der Großherzog Peter zu seinem Unterthanen stand. Er war populär im richtigen Wortsinne. So ziemlich jeder Bewohner des Oldenburger Landes kannte ihn von Angesicht zu Angesicht und hatte mehr oder minder Gelegenheit gehabt, die einfache Deutlichkeit seines Wesens zu erproben. Er liebte es von Zeit zu Zeit, die einzelnen Distrikte des Herzogtums zu bereisen, und das geschah ohne weitere Vorbereitungen, ohne Pomp, ohne festliche Empfänge und ohne daß den Bewohnern Kosten zugemutet wurden. Im einfachen Dorfwirtshaus stieg er ab, und der schlichteste Landmann wurde von ihm ebenso ins Gespräch gezogen wie der Oberbeamte. Auf diese Weise kannte er die Verhältnisse seines Landes bis in die Einzelheiten, und wenn er es auch peinlich vermied, in die Rechte der Volksoberleitung irgendwie einzugreifen oder seinen Beamten vorzugreifen, so hat er doch persönlich auf Verwaltung und Regierung einen Einfluß gehabt, wie wenige andere deutsche Fürsten. Bei der Gutherzigkeit seines Gemütes, die sich in allen seinen Handlungen kundgab, konnte es nicht fehlen, daß er zeitweilen die allgemeinste Beliebtheit genoss, und daher ist die Trauer um seinen unerwarteten Heimgang im Lande eine allgemeine und von Herzen kommende. Der Marmorobel des Sarkophages, in dem der Großherzog im schlichten Mausoleum auf dem stillen Friedhof vor dem Heiligen-Geistthore in Oldenburg unter schattigen Bäumen ruht, trägt nachfolgende Aufschrift: Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog von Oldenburg. Geboren 3. Juli 1827, gestorben 13. Juni 1900.
— Co. Lukas 18. B. 13 und 14: Und der Jöllner stand von fern, wollte auch sein Auge nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott sei mir Sünder gnädig. Ich sage euch:

Dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor jenen. Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden.“ Wir hoffen zu Gott, daß dies letzte Wort der h. Schrift bei dem Verewigten in reichem Maße zur Wahrheit geworden sein wird.

Ein 39-jähriger Brautstand. Daß es noch wahre Treue auf der Welt giebt, beweist ein gewiß einzig dastehender Fall, der aus Mount Vernon im Staate Ohio berichtet wird. Dort wurde vor kurzem ein bejahrtes Paar getraut, das nicht weniger als 39 Jahre auf einander gewartet hatte. Im Frühjahr 1861 kam der 21-jährige Sohn eines reichen Farmers aus Culpeper-County in Virginien nach Ohio, wo er geschäftlich zu thun hatte. Der junge Mann erkrankte dort gefährlich und die Tochter seines Vaters wurde seine aufopfernde Pflegerin. Lange vor seiner Genesung brach der Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten aus. John Smith war unglücklich, daß er nicht gleich seinen Gefinnungsgenossen zu den Waffen greifen konnte; trotzdem aber verließ er sich in die schöne, jugendliche Lucy Howard, deren Vater und Brüder in den Reihen seiner Feinde kämpften. Unter anderen Verhältnissen würde Miß Howard dem jungen Helden nur Abscheu entgegen gebracht haben. Da er aber ein hilfloser Kranker war, sah sie in ihm nichts als einen warmherzigen, lebenswerten Mann. Ehe John Smith dann nach sechs Monaten als Genesener nach dem Süden abreiste, verlobte er sich mit seiner Pflegerin. Er schloß sich den Konföderierten an, wurde zweimal gefangen genommen und jedesmal gelang es ihm, zu fliehen. Als er nach Beendigung der Feindseligkeiten zu seiner väterlichen Plantage zurückkehrte, fand er diese vollkommen verwüstet und seine Familie am Bettelstabe. Vater und Sohn begannen zwar sofort von vorne, doch der Alte starb mit seinem Vermögen auch Kraft und Lebensmut verloren und ging bald für immer davon. Auf dem Sterbebett mußte der Sohn ihm versprechen, daß er sein zukünftiges Leben ausschließlich der Mutter weihen wolle. Dieses Versprechen war die Schranke zwischen ihm und Lucy Howard. Auf den Brief, in welchem er der Geliebten den Stand der Dinge darlegte, schrieb ihm diese, sie hatte es ganz in der Ordnung, daß er seine Mutter in erster Linie berücksichtige und sie wisse, daß er ein guter Sohn sei, auch ein guter Gatte werden würde. Ihr Glaube an seine Treue sei unerschütterlich; es wäre also gleich, ob Monate, Jahre oder eine Lebenszeit vergangen müßten, ehe sie die Seine werden könnte. Und so harrten die beiden Liebenden in bewundernswürdiger Geduld aus. Sie sahen die Kinder ihrer Jugendgefahrten heranwachsen und wieder Kinder in die Welt setzen; sie täuschten sich nicht darüber, daß sie äußerlich alt wurden, ihre Liebe aber blieb jung. Man schrieb sich regelmäßig und traf jährlich in Washington einmal zusammen, wo die Hand in Hand durch die Straßen wandernden Verlobten unter dem Namen „das ewige Brautpaar“ in letzter Zeit fast allgemein bekannt waren. Vor wenigen Wochen schied die geliebte Mrs. Smith aus dem Leben und der 61-jährige treue Seladon konnte die Herzkostliche, der man ihre 58 Jahre kaum ansah, endlich heimführen.

Ein kolossaler Schwindel. der seinen Urheber die Summe von 20 Millionen Franken einbrachte, wurde in den Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada mittels einer völlig erfindenen „Königlichen Wohlthätigkeits-Lotterie“ verübt. Im Herbst des vorigen Jahres wurde unter der Firma Boutier, Lawrence und Co. in Newyork ein neues Bankhaus gegründet. Die Tätigkeit der Bank bestand lediglich in der Unterbringung von Kassen der erwähnten belgischen Wohlthätigkeits-Lotterie, die nach den nach allen Richtungen hin veranderten Prospekten ihren Sitz in der Rue de Favart Nr. 8 in Brüssel haben sollte. Der Prospekt war im Stile der bekannten Reklamen verfaßt, welche die Hamburger Lotteriekollektoren zur Anpreisung ihrer Kasse zu verwenden pflegen, und theilte mit, daß der König der Belgier das Protektorat über die Lotterie, der belgische Staat aber die Garantie für die Sicherheit übernommen habe. Weiter brachte das Schriftstück zur Kenntnis, daß im Laufe des Jahres 1900 am 15. jeden Monats eine Hauptziehung stattfinden würde. Für jede Ziehung waren ein Haupttreffer von 400.000 Franken und 4378 andere Treffer im Gesamtwert von 1.300.000 Franken in Aussicht genommen. Um aber auch den unbemittelten Klassen die Teilnahme an dieser so günstigen Lotterie zu ermöglichen, ließ sich das Bankhaus Boutier Lawrence und Co. herbei, Theilhaber bis zu einem Zwanzigstel zu verkaufen. Der Vertrieb der Kasse wurde von einem ganzen Heere von Agenten besorgt. Aber das genannte Bankhaus wählte zur Propaganda ausschließlich das flache Land oder solche Städte aus, in denen es keine belgischen Konsulate giebt, weil sonst der unerhörte Schwindel aufgedeckt worden wäre. Die Ganner hielten mit dem Betrage eines gewaltigen Erfolgs. Die Postanweisungen strömten im Bankhaus Boutier Lawrence und Co. derart zusammen, daß vom Dezember 1899 bis Mai 1900 für 25 Mill. Franken Kasse abgesetzt wurden. Die Kassen betrugen, da die Agenten sehr gut bezahlt wurden, fünf Millionen Franken, so daß der Reingewinn der Schwindlerbande 20 Millionen erreichte. Schließlich erfuhr die belgische Gesellschaft in Washington doch von dem Schwindel, nachdem er nicht weniger als sechs Monate lang gedauert hatte, und verständigte die Newyorker Polizei davon, daß es niemals eine belgische Wohlthätigkeits-Lotterie gegeben hat und in Brüssel nicht einmal eine Rue de Favart existiert. Die Polizei erschien in den Bureaus des Bankhauses Boutier Lawrence und Co. aber zu spät, denn die Vögel, die sich offenbar nicht mehr in Sicherheit wählten, waren bereits ausgeflogen.

Befördert das Haarschneiden den Haarwuchs? Diese Frage wird in der von Dr. J. Bechold herausgegebenen Frankfurter Wochenchrift wie folgt beantwortet: Das Haarschneiden steht im allgemeinen Ruf, bei Vätern und bei Haarkünstlern, daß es ganz besonders den Haarwuchs fördert. Man geht dabei unwillkürlich von dem Gedanken aus, das Haar mit einer Pflanze zu vergleichen. Wo der

kurzgeschchnittene Rasen von neuem wächst und dichter wird, so glaubt man, es müßte auch mit dem kurzgeschrittenen Haar sein. Dieser Vergleich ist aber falsch. Das entwickelte Haar ist eine fertig gebildete Hornmasse, die mit dem Haarbälge nichts zu thun hat, als daß es von diesem von unten nachwuchs erhält und festgehalten wird. Nur insofern läßt sich noch eine gewisse Abhängigkeit des Haares von seinem Haarbälge erkennen, als das häufige Schneiden des Haares die Haarpapille zu immer neuer Produktion reizt und ihre Kräfte vor der Zeit zur Erschöpfung bringt. In der Hornmasse des Haares zirkulieren keine Säfte mehr, ebenso wenig wie in den Nägeln der Finger und der Zehen; es ist fozusagen eine Produkt, das sich durch Zufluß neuen Ernährungsmaterials nicht mehr stärken oder kräftigen kann, weil dieses seinen Zutritt zu ihm hat. Dagegen ist der Vorgang in einem Grassalm z. B. ein ganz anderer. Der Grassalm hat ein feines Nöhrennetz, in welchem dauernd die aus der Wurzel gezogenen Ernährungsmaterialien zirkulieren; er stellt dem toten Körper des Haares gegenüber ein lebendes vegetierendes Wesen dar, welches mit dem Zustand seiner Wurzel getrennt wird, während das Haar nach Schwund seines Haarbälges noch Tausende von Jahren bestehen bleibt, wie es uns die Haare der Mumien beweisen. Die Haarwurzel kann, solange sie besteht, nach Ausfallen des alten Haares immer wieder ein neues Haar hervorbringen, während die Wurzel vieler Pflanzen nur einem Sproß das Dasein verleiht und dann mit ihm zu Grunde geht und absterbt. Je mehr das Haar in seinem natürlichen Wachsthum durch fortwährendes Abschneiden der Spitzen gestört wird, um so weniger kommt die Haarpapille, die eigentliche Erzeugerin des Haares, zur Ruhe, sie wird immer mehr angereizt zu einer Mehrproduktion und erlahmt schließlich in ihrer Thätigkeit, sie schwindet und verodet. Aus diesem Grunde sieht man bei Frauen nie oder selten einen tauben Kopf, weil bei dem Frauenhaar der natürliche, überaus langsame Prozeß des Haarwuchses nicht gestört wird. Das einzelne Haar erreicht eine bestimmte Länge, fällt nach Jahren von selbst aus und ein neues Haar bildet sich heran, nachdem die Haarpapille Zeit gehabt, sich auszurufen und sich auf einen neuen Haarwuchsprozess vorzubereiten.

Gemeinnütziges.

(Sommer-Getränke.) Man nehme 25 Liter Wasser, füge dazu etwa 14 Pfund Zucker und 30 Gramm pulverisierten Ingwer und lasse das Gemisch eine Stunde unter fleißigem Abschäumen. Zur Klärung der Flüssigkeit gebe man das Weiße von 8 Eiern hinzu, presse den Saft von 13 Citronen hinein, deren Schalen man ebenfalls hineinthun muß und versehe das Ganze mit einem halben Eßlöffel Pechese, worauf man das Gemisch in ein gut ausgeschwemmtes Faßchen gießt, in welchem es bei leicht geschlossenem Spund 14 Tage gähren muß. Nach dieser Zeit fülle man die Flüssigkeit auf Flaschen, in denen sie nach weiteren 15 Tagen trinkbar wird. Es schäumt wie der schönste Champagner sehr stark und darf daher nur in kleine Flaschen gefüllt werden. Ginger-Ale heißt dieses Getränk. Es ist ein äußerst angenehmes, beruhigendes Getränk, welches in Nordamerika bei jung und alt sehr beliebt ist. Es wirkt belebend, löst den Dunst und stärkt den bei heißem Wetter gewöhnlich sehr schlaffen Magen, ohne ihn zu reizen. — Will man ein noch zäheres einlaßeres Sommergetränk, so fabriziere man sich einmal moussierendes Zuckersäuer und zwar nach folgendem Rezept: Man löst 1 Kilo weißen Zucker in 8 Liter Wasser und bringt die Lösung zum Kochen, läßt sie auf etwa 25 Grad R. abkühlen, setzt dann eine Tasse guter Bierhefe hinzu, füllt das Ganze in ein Faß und legt dieses in den Keller. Von Zeit zu Zeit füllt man eine Quantität gleicher Zuckersäuer nach und erhält dadurch das Faß immer soviel voll, daß die Hefe gut herausfließen kann. Bemerk man kein Aufschäumen mehr, so verspundet man das Faß und läßt es ruhig liegen. Ist nach einigen Tagen die gegohrene Flüssigkeit hell geworden, so zieht man dieselbe auf Glasflaschen ab, nachdem man zuvor in jede Flasche einen kleinen Theelöffel voll weissen Bimstein zerrieben gethan hat. Die Flaschen verkorkt man gut, versiegelt sie und stellt sie im Keller aufrecht hin. Schon nach einer Woche ist das Zuckersäuer trinkbar. Man kann auch das Gebe von 2 Citronen mit gähren lassen. Die Citronenschalen geben dem Getränk einen feinen Duft und wirken auf den Magen sehr günstig. — Beliebt ist auch ein Meth, der auf folgende Weise herzustellen wird: Man menge 20 Liter Wasser mit 2½ Liter reinem Weingeist, thue dazu nach Geschmack beliebige Gewürze als Ingwer, Zimmetrinde, Muskat u. dergl. und lasse die ganze Mischung über einem gelinden Feuer mäßig kochen. Es werfen sich während des Kochens allerlei Unreinigkeiten nach oben. Diese müssen fort und fort sorgfältig abgeschöpft werden. Hierauf lasse man die Flüssigkeit durch Feinwand, lasse sie abkühlen und bewahre sie in festverkorkten und aufseichtliche genau verpichteten Flaschen im kühlen Keller auf.



Reinproben und Preislisten umsonst und postfrei.

Geschäftsverlegung.

Meiner geehrten Kundschaft von Laasphe und Umgegend zur gefälligen Kenntniß, daß ich mein Geschäft in das früher Conditor H o c h'sche Wohnhaus, Königsstraße 1, verlegt habe.

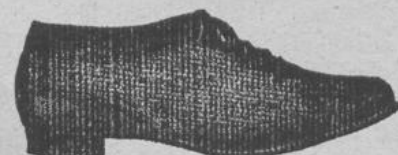
Hochachtung!

Laasphe

Herm. Mengel, Metzger.

Reform-Schuhwerk allerersten Ranges!

Gestrickte Sommer-Schuhe



poröse „Laves“- und Stiefel

Gefert. geschützt, i. Aust. patentirt.

Höchste Erzeugenschaft auf hygienischem Gebiete.

Elastisches, weiches, poröses Schuhwerk, atembildungsfähig und sehr haltbar; jeder, auch der abnormsten Fußform sich anpassend, garantirt ohne jeden Druck bei Ballen, Hühneraugen und sonstigen Fußschäden.

In Haus- u. Straßenschuhen u. Stiefeln in eleganten u. bequemen Facons vorrätig.

Zu haben bei:

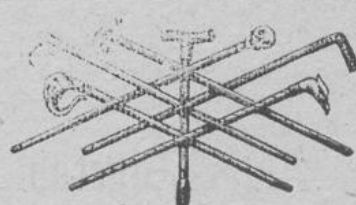
August Schröder, Laasphe, Königsstraße.

Strohüte und Filzhüte

empfehlen in großer Auswahl zu billigen Preisen

Breidenbach, Louis Ritter

Nachfolger.



Neu eingetroffen:

Große Sendung moderner

Spazierstöcke,

als: Eichen-, Hasel-, Congodorn-, Oliven- und Papierstöcke, Stöcke mit Hirschhorn- und Horngriffen, Kinderpapierstöcke u. Laasphe.

W. Jung.

Von jetzt ab täglich:
Kirschtörtchen,
Siachelbeertörtchen
und Torte.

Laasphe. C. Schröder.

Conditor.

Cognac

der Firma
Erste Tausend-Cognac-Brennerei
Fritz Scheller & Söhne, Somburg
preisgekrönt — ärztlich empfohlen

Mittel-Cognac

Nr. I a 5. —

II 4. — fine Champ. 6. —

III 3. — petite 5. —

IV 2.50 fin bois 4. —

V 1.80 bon bois 3. —

1/2 u. 1/4 Flaschen verhältnismäßig.

Riedel-Lage bei

Gg. Vollmar, Laasphe.

S. Schmitz, Emdenbrück.

Bekanntmachung.

Nachdem heute der Rentant Weber in sein Amt eingeführt worden ist, befindet sich die Stadtkasse im Hause Wasserstraße Nr. 18 hier selbst.

Die Bureaustunden sind auf 8-12 Uhr Vormittags festgesetzt. An Feiertagen ist die Kasse außer Vormittags auch Nachmittags von 2-6 Uhr geöffnet.

Laasphe, den 2. Juli 1900.

Der Magistrat

Koop.

Für Bäcker!

Ein fast neuer Backofen für Steinkohlen-Brand steht billig zu verkaufen bei

Herm. Mengel, Metzger,

Laasphe, Königsstr. 1.

Eine Wohnung

im 1. Stock mit Geschäftslokal und Badeeinrichtung per 1. October anderweitig zu vermieten.

Laasphe. Oscar Hofheinz.

